

Görn
Hühnerbein

Lagebuch

für später

Kurzprosa



keul-ja!
publishing

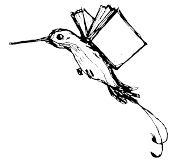


Foto: © Nina Pohl



Jörn Hühnerbein

Jahrgang 1966, geboren und aufgewachsen in Stralsund, Ausbildung zum Landschaftsgärtner, lebt in Roßwein (Mittelsachsen), Beschäftigung als Liedermacher und Autor, Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien (u. a. edit, Risse), 2012 *Regenkommandos* (Lyrik und kurze Prosa) bei hellopress Leipzig.

JÖRN HÜHNERBEIN

TAGEBUCH FÜR SPÄTER

KURZPROSA



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage September 2022

2. Auflage Oktober 2022

© 2022 kul-ja! publishing, Erfurt

Nur echt mit dem Kulibri.
Homepage: <http://www.kul-ja.com>

Printed in the EU

ISBN: 978-3-949260-07-0

Alle meine Tiere

Es ist vielleicht erwähnenswert, wie viele Bewohner sich in meinem Tierhäuschen eingerichtet haben, seit ich beschlossen hatte, Tiere zu sammeln. Keine erschreckend hohe Anzahl von Hausgästen, aber jetzt mit zunehmendem Alter merke ich, wie viel Kraft ihre Pflege, Haltung und Fütterung beansprucht.

In seinem Hinterstübchen lebt Schmutzkunz der Therapiebär. Jeden Morgen Schlag fünf tritt er ahnungsvoll-gütig lächelnd aus seiner Tür. Bei meinen Freunden ist er nicht beliebt. Er weiß alles besser als ich und kennt auf jede Antwort eine passende Frage.

In einem Kämmerchen hat sich Walter Mokkahase eingerichtet. Er ist anpassungsfähig und hat mit den Jahren von den Einheimischen die Haltung übernommen, dass sich mit Gleichmut, einem Schälchen Kaffee zu jeder Tageszeit und hin und wieder einem tüchtigen Schuss Gin das Leben einfach besser ertragen lässt. Oft sitzt er in der Sonne, knirscht mit seinem Unterkiefer und lässt Gott einen guten Mann sein.

Lee und Bodo, zwei Riesenfaultiere, baten mich, in diesem Bericht unerwähnt zu bleiben. Aber da sie Tag und Nacht schlafen und so kaum spürbar sind, will ich doch einige Worte über sie verlieren. Ob sie zu etwas nützlich sind, weiß ich nicht. Mein Geistheiler empfahl mir, sie für nur 90 Euro spirituell erwecken zu lassen, aber da Schlaf den Faultieren zu eigen ist und sie mich nur hin und wieder, von Träumen geplagt, in die Hüfte zwicken, gedenke ich, am bisherigen Zustand nichts zu ändern. Möglich, dass sie eines Tages selbst erwachen, völlig erwachen. Aber vorerst erscheint es mir unwahrscheinlich.

In der mittleren Stube sitzt Hakan, ein Nackthalsgeier. Er ist erwähnenswert unansehnlich, wie er seinen kahlen, faltigen Hals unter dem Gefieder hervorschiebt und nach den Tauben draußen schießt. Hakan turtelt mit den Tauben, ich weiß kein besseres Wort. Seltsam für so einen hässlichen Vogel. Aber immer wieder reckt er seinen Schnabel zum Himmel und versucht, seiner heiseren Kehle ein paar zärtlich klingende Laute zu entlocken. Vielleicht folgt er einer eingebildeten inneren Bestimmung dabei.

Wing, der winzige Koboldmaki, ist handscheu, seit er für das große staatliche Zuchtprogramm vorgeschlagen wurde. Er schläft schlecht, ist aber mit den Klängen seines Windspiels und dem Vorlesen längerer Bibelpassagen über Sodomie in den alten Reichen leicht zu beruhigen.

Die Zucht meiner Smaragdeidechsen gedeiht prächtig. Sie sind sehr gelehrig, was das Absingen der alten Volksschulhymne betrifft und lassen sich im örtlichen Altenkreis vorteilhaft veräußern.

Seeigel, ein halber Schimpanse, zwölf weißohrige Bergkakadus und ein Singschwan wollen hier der Vollständigkeit halber noch erwähnt werden. Sie verfügen über keine nennenswerten Fähigkeiten. Dennoch beruhigt mich ihr Besitz.

Wer allerdings wem gehört, ob die Tiere mir oder ich den Tieren, ist mit den Jahren immer schwerer zu unterscheiden geworden. Die Grenzen verschwimmen mit der Zeit. Das Tierhäuschen allerdings, das ist gewiss, ist mein.

Gebrauchte Träume

Hooker hatte diesen Gebrauchtwarenladen im Westen der Stadt. Das Geschäft ging nicht schlecht in einer Arme-Leute-Gegend, in einer Zeit, in der die Leute auf ihrer Kohle saßen, wenn es um Neuanschaffungen ging. Möbel, Töpfe, alte Briefe, Platten, Bücher, Waschmaschinen, alles stapelte sich im Halbdunkel des Ladens bis unter die Decke.

Hooker hatte ein paar Kunden, die wöchentlich ihre Runden drehten, um Raritäten aufzuspüren, die sie in der Hauptstadt weiterverschern wollten, aber meistens kam Laufkundschaft, die in den Kisten und Regalen stöberte, einfach um Zeit totzuschlagen, für ein paar kleinere Münzen Nippes zu kaufen und mit ihm ein Schwätzchen zu halten.

Aber den meisten Umsatz machte er mit gebrauchten Träumen. Die waren begehrt wie nichts, seit die Leute nicht mehr schliefen. Hooker machte immer sonntags seine Touren über die Dörfer, wo er ein paar ahnungslosen Alten ihre Träume abzockte. Montags hingen sie frisch sortiert in seinem Laden. Die halbe Nacht war er dabei, sie ein bisschen aufzupolieren, Staub abzuwischen, ein paar Ecken nachzukleben. Er hatte so ein Extraregal im Laden hinter einem Vorhang. Ganz legal war das Geschäft nicht, aber was konnten die Behörden ihm schon nachweisen; und letzten Endes waren sie auch froh, dass so nachts ein bisschen Ruhe im Viertel war.

Montags Punkt Zehn schob er sich vor die Tür, räumte ein paar Stühle ins Licht, stellte ein paar Ramschkisten raus. Die Schlange vor der Tür stand da meist schon seit Sieben, mit einem Nicken begrüßte er die Leute. Die meisten kannte er.

Die Leute drängten sich in der Ecke mit den Träumen. Irgendwann gab es immer Streit um die Dinger, und Hooker musste schlichtend eingreifen. Er stopfte einfach wahllos jedem seinen Beutel voll und drängte sie zu seiner uralten Registrierkasse. Die Leute zahlten ohne zu murren. So ein Beutel voll reichte meist bis Donnerstagfrüh, und man musste schon froh sein, so einigermaßen über die Nächte zu kommen.

Hooker selbst hatte die Dinger nie probiert, irgendwie war er immer auch ohne durch die Woche gekommen. Er hätte sich schon hin und wieder ein paar neue leisten können aus den Kaufhäusern, so viel warf der Laden schon ab, aber aus unerfindlichen Gründen machte es ihm nichts aus, die Nächte mit offenen Augen im Dunkeln zu sitzen und auf das Ende der Stromsperre zu warten.

Konkurrenz hatte er hier im Westen nicht zu fürchten, von den Leutchen hier kam kaum mal einer in die City, geschweige denn hätte sich einer in die glänzenden Passagen getraut, in denen sie die neuen, synthetisch hergestellten Träume anboten. Man musste schon einen halben Wochenlohn für einen guten Dreistunden- Traum hinlegen, und die Leute gaben ihr Geld eben lieber dafür aus, wofür sie es schon immer ausgegeben hatten, für Essen, Weiber und ein bisschen hartes Wasser. Den Versuch dreier Mongolen, ein paar Straßen weiter ein eigenes Geschäft mit alten Träumen aufzumachen, hatte Hooker mit Hilfe von Joe Fishs Jungs im Tausch für drei Wochen freien Zugriff auf sein Regal entschieden zunichtegemacht, so kam er über die Tage.

Sorgen machte ihm, dass auf lange Zeit die alten Leutchen auf dem Land, die das mit dem Schlafen noch mitgemacht hatten, allmählich wegstarben. Er musste seine Kreise an den Sonntagen immer weiter ziehen, auch nahm die Qualität der Träume ab, viele waren mehrfach geträumt und waren schon ganz dünn geworden davon. Hooker dachte über Preiserhöhungen nach, verwarf das

aber angesichts der knappen Kassen seiner Kundschaft. Er überlegte, das Geschäft ganz auf den Handel mit hartem Wasser umzustellen, hatte sich vor langer Zeit aber mit der Szene überworfen, die hartes Wasser über die Grenzen brachte. So blieb vorerst alles beim Alten.

Freitagabends um acht räumte er die Kisten von der Straße, holte die Werbetafel rein, schloss den Laden ab und zählte die Einnahmen der Woche. Bei schönem Wetter setzte er sich noch auf ein Glas vor die Tür. Er war jetzt achtunddreißig. Er hatte mit den Jahren einiges an Geld beiseitegelegt. Er brauchte nicht mehr viel.

Warten

Ich verdiene mein Geld mit Warten, langem, oft schweißtreibendem Warten. Es mag bessere Berufe geben, schnellere, abwechslungsreichere, aufregendere, Rennfahrer etwa oder Telefonist, aber mir wurde die Aufgabe zu warten übertragen.

Eigentlich warte nicht ich. Die meisten Leute warten auf etwas, auf einen Besuch, ein kommendes Ereignis, eine Gehaltserhöhung, den Tod vielleicht. Aber in Zeiten wie diesen, die schnelllebig sind, wo jeder ungeheuer geschäftig ist, ist das Warten zu etwas Unbeliebtem verkommen, zu etwas Unerwünschtem, aber, wie ich es sehe, eigentlich zu einem Luxus.

Ich habe mich des Wartens der Leute angenommen. Ein gewisses Phlegma in meinem Wesen scheint dieser Tätigkeit zuträglich zu sein. Ich warte täglich von den frühen Morgenstunden bis abends gegen Acht in meiner kleinen Wartekanzlei in einem abgetragenen Bürokomplex.

Mein Büro ist sparsam eingerichtet. Es braucht nicht viel zum Warten. Telefongespräche und die Terminierung der Vorgespräche übernimmt Fräulein Waxton, eine waschechte Angelsächsin aus Brightford mit einem unübertroffen ruhigen Gemüt, im Vorzimmer. Sie arbeitet zurückhaltend und lässt mich meist ungestört.

Ich habe meist sechs bis sieben Klienten über die verschiedensten Zeiträume verteilt. Oft sind es kurze Aufträge: Eine Grippe ist zu überstehen, ein Regenguss bleibt abzuwarten, ein Brief verzögert sich. Andere Jobs beschäftigen mich über Monate, ja, Jahre. Ein Herr, dessen Namen zu nennen mir die Diskretion verbietet, wartet seit Jahren, dass ihn seine Angebetete erhört, eine ältere

Dame kämpft tapfer, aber aussichtslos gegen ein tödliches Leiden. Ich übernehme die Zeit des Wartens für sie, so dass sie ihrem normalen Leben ungestört und von keinem Gefühl des Wartens belastet nachgehen können.

Es ist schwer, gutes Personal zu finden. Seit Beginn der großen Krise häufen sich Anfragen, und es fällt mir schwer, Aufträge abzulehnen, sehe ich doch, wie meine Kundschaft unter der lästigen Aufgabe des Wartens leidet.

Das Telefon klingelt jetzt also häufiger im Vorzimmer. Aber es lässt sich selten jemand mit genügend Ausdauer und Gelassenheit akquirieren, der diese Aufgabe, für jemand Fremdes zu warten, zufriedenstellend erledigen könnte. Studentische Hilfskräfte für Spitzenzeiten sind schnell überfordert. Sie warten meist noch selbst, auf eine große Liebe, den Abschluss der Examensprüfung, eine plötzliche Erbschaft oder einfach nur ein schnelles Vergnügen nach Feierabend.

Vor vier Jahren ist Peck in den Ruhestand gegangen. Er war mir immer eine große Hilfe. Ein kerniger, sehniger Mann von der Küste, sicher eingebunden in Familie und Gesellschaft, finanziell abgesichert, von strotzender Gesundheit, so dass er nichts zu erwarten hatte. Er fehlt mir seit seinem Weggang.

Versuche, buddhistische Mönche einzustellen, sind fehlgeschlagen. Sie sind zäh, diszipliniert und ausdauernd, aber etwas in ihnen wartet eben doch, auf Erleuchtung, Erlösung aus dem Kreislauf des Lebens, den Eingang ins Nichts. Ihre Gongmeditationen, mit denen sie ihre Gedanken beruhigen wollen, ihre geräuschvolle Stille stören meinen Frieden.

Ich selbst warte auf nichts mehr. Seit Emily tot ist und die Kinder aus dem Haus sind, habe ich keine Wünsche mehr. Es ist nicht so, dass ich mich für unsterblich halte, aber ich fürchte das Leben nicht und nicht den Tod. Ich nehme meine Tage im Gleich-

maß des Stundenschlags und der Tod erscheint mir als eine lange, wohl endlose Phase des Daseins, das einem tiefen, gründlichen, langen Warten nahekommt.

Nur manchmal, neuerdings, ertappe ich mich an den langen, friedlich-süßen Sonntagnachmittagen, wie ich die Zeit bis zum Sonnenaufgang, wenn das Warten beginnt, kaum mehr erwarten kann.

Im Kühlschrank

Ich wohne in meinem Kühlschrank. Ich habe den Beweis angetreten, dass das möglich ist. Meinen Nachbarn, verfrorene Seelen wie ich, ist mein Umzug nicht aufgefallen. Ich habe mich eingerichtet zwischen Käseplatte und Butterdose. Ich halte mich.

Unser Kühlschrank bietet genug Platz. Wenn ich die Olivenpaste und die Maiskolben etwas beiseiteschiebe, kann ich mir auf dem weiß beschichteten Rost einen Schlafplatz einrichten. Es ist gemütlich dunkel, wenn ich die Tür von innen zuschnappen lasse, und die Biervorräte sind in erreichbarer Ferne.

Ich habe den Regler auf sieben Grad Celsius gestellt. Sieben Grad sind eine Temperatur, die die Zersetzungsprozesse des Fleischlichen erheblich verzögert. Der Stoffwechsel verlangsamt sich und ich kann meine Träume anhalten.

Hin und wieder interessiert mich die Uhrzeit. Ich stoße die Tür auf und der Schein des aufblinkenden Lichts fällt auf meinen Küchenwecker. Es ist meistens zwei Uhr dreiunddreißig oder sieben Uhr vier, wenn ich auf die Ziffern sehe.

Ob es Morgen ist, Mittag oder Abend, ist nicht leicht zu erraten. Ich höre fernes Türeenschlagen, Straßengeräusche und das beständige Rauschen des langsam fließenden, gut gekühlten Blutes in meinen Ohren. Hin und wieder springt der Motor der Pumpe an, das verschafft einige Abwechslung.

Ich verlasse den Kühlschrank nur für einige kurze Beutezüge im nahegelegenen Supermarkt, um Feinfrostpizza etwa oder Eiswein. Um nicht zu stark aufzuwärmen, halte ich mich beständig in der Nähe der geöffneten Tiefkühltruhen auf. Erleichtert nehme

ich das saugende Schnappen der Gummiisolierung an meiner Kühlschranktür auf, wenn ich heimkehre.

Meine Augen haben sich an das Dunkel gewöhnt. Ich beobachte seit Tagen ein Glas veganen Aufstrichs beim Verderben. Einmal geöffnet ist veganer Aufstrich nicht lange haltbar. Ich sehe zu, wie sich langsam schlierige, schiefergrüne Schimmelfasern bilden, beschreibe mir das bröcklige Dunklerwerden des Rostrots der Oberfläche, ein Oxidieren bei gleichzeitiger Abnahme des Flüssigkeitsgehalts.

Meine Frau wird mich vermissen, wenn sie von ihrer Reise zurückkommt. Sie wird mich finden, ich bin gewiss, wenn sie sich ihren Morgentee zubereitet und aus alter Gewohnheit nach der Milchtüte greift, die wir im Kühlschrank aufbewahren.